

Fortsetzung von Seite 3

# Tatra...

aber ein jüdischer Kaufmann, und das bestimmte das Schicksal der ganzen Familie. Nach ein paar Tagen bekam ich Post von ihm. Sein „Spätes Tagebuch“ (2000). Da stand alles drin. Faszinierend geschrieben, immer ganz nahe an der Realität.

Post von Max Mannheimer kam oft. Was er an Tatra-Literatur erhielt – er war Mitglied im deutschen Tatra-Club, landete in meinem Briefkasten. Wenn wir zusammen Essen gingen, dann immer zu dem gleichen tschechischen Wirt in Kirchseeon, den es heute leider nicht mehr gibt. Dort war die Svičková besonders gut, der fein gesottene Rindbraten mit weißen, zarten Serviettenknödeln, der würzigen Soße und natürlich mit Preiselbeeren. Mit Mannheimer hätte man bis in den Morgen zusammensitzen können, er war beredt und aufgeweckt, er begriff aber, daß man in seinem Alter auch wieder ins Bett muß.

Irgendwann kam ein telefonischer Schrei, sei es ein Notschrei oder ein solcher aus Freude: „Ich hänge neben Kandinsky! „Aben Sie Zeit?“ Natürlich hatte ich Zeit, setzte mich ins Auto und fuhr nach Murnau. Und da hing im Schloßmuseum eines seiner Bilder tatsächlich neben einem von Wassily Kandinsky. Es trägt alle Züge von Mannheimers Maltechnik, es ist ein „geschüttetes“ Bild, von einer Farbpracht wie selten ein anderes. Ohne weiteren oder gar konkreten Inhalt. Das muß im September 2015 gewesen sein. Ein Mannheimer neben Kandinsky! Anschließend trägt sich Max Mannheimer in das Goldene Buch der Gemeinde ein, der Saal ist voll mit Besuchern. Und da fragt er: „Ist jemand von der Presse da?“ Ich mache mich verhalten bemerkbar. „Ach ja, der Doktor der Tatalogie.“

Max Mannheimer hat Furchtbare erlebt, in Theresienstadt, Auschwitz, Warschau, Dachau. Das Jahr 1945 brachte dem KZler aber nicht nur die Freuden der Freiheit wieder, erlebte da auch eine seiner größten Enttäuschungen. Nach Neutitschein mit großen Erwartungen zurückgekehrt, wurde er von den Tschechen keineswegs willkommen geheißen; für sie war er Deutscher, und Deutsche mochte man ganz und gar nicht mehr. Und er war Jude.

„Ich das half ihm gar nichts, es setzte der Unbeliebtheit die Krone auf. Obwohl inzwischen mit einer in Neutitschein zurückgebliebenen Deutschen verheiratet, zog er es vor, nach Deutschland zurückzugehen, und zwar wieder nach München. Und da traf er auf eine ganze Reihe von ähnlich Gesinnten, schloß sich ihnen an und hielt sich mit Geschäften, wie sie damals in der Möhlstraße abgewickelt wurden, über Wasser. Obwohl er auch mal von Neutitschein sprach und dort sogar zum Ehrenbürger ernannt wurde, war sein Verhältnis zu diesem Teil seiner Vergangenheit sehr gespalten.“

Ich konnte Max Mannheimer als ebenfalls vertreibener Brunner vieles nachfühlen. Er war Träger des Europäischen Karlspreises der Sudetendeutschen und hatte ein ganz besonderes Verhältnis zu jungen Menschen, das er jahrelang in ergreifenden Vorträgen vor ganzen Schulklassen ausübte. Mannheimer, mein Tatra-Freund, wurde 96 Jahre alt.



Max Mannheimer trägt sich in Murnaus Goldenes Buch ein.

Hans-Roland Zitzka



Korbinian Frenzel, Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Europäischen Parlament in Brüssel und Redaktionsleiter Primetime beim Deutschlandfunk, Jaroslav Ostrlík, Botschafter Dr. Péter Györkös, Anna Barkemeyer, Schatzmeisterin des Europäischen Jugendparlaments in Deutschland, und Professor Dr. Klaus Herbert, Professor am Historischen Seminar der Universität Freiburg.

Das Epochenjahr 1989

# Eine Revolution und ihre Folgen

„1989–2019: Die Revolution in der DDR und in Ostmitteleuropa. Globale Entwicklungen und Perspektiven“ – unter diesem Titel stand eine gemeinsame Konferenz der Berliner Beauftragten zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und der Deutschen Gesellschaft, die vom 19. bis 20. März in der Vertretung des Landes Sachsen-Anhalt beim Bund stattfand. Hierbei kamen gerade auch historische wie aktuelle Entwicklungen im Donauraum zur Sprache.

In seinem grundlegenden Vortrag über „Das Ende des osteuropäischen Staatssozialismus“ betonte Professor Klaus Gestwa, Direktor des Instituts für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, die Vorreiterrolle, die hier-

te der schwedische Osteuropa-Korrespondent und Schriftsteller Richard Swartz die Motivationen und Diskurse in den ostmitteleuropäischen Staaten – vor allem in der Tschechoslowakei – während der Revolution. „Was wollten die Menschen damals? Im Westen hatten wir schnell eine Antwort: Freiheit und Demokratie.“ Die Wünsche nach materiellem Wohlstand, physischer Mobilität und nationaler Unabhängigkeit seien hingegen nur peripher wahrgenommen worden. – Abgesehen von der ČSSR und „DDR“ hätten die ostmitteleuropäischen Staaten jedoch auch kaum über eine historische Demokratietradition verfügt, auf die sich die Dissidenten hätten beziehen können. Nicht nur Lech Wałęsa sei, so Swartz, zwar „ein mutiger Mensch, aber kein Demokrat“ im engeren Sinne gewesen; selbst Václav Havel ha-

heit und nationaler Autonomie heraus die kosmopolitische Ausrichtung der EU nicht akzeptieren können: Brüssel solle in ihren Augen kein neues Moskau oder Wien werden. Geprägt war die Tagung von scharfer – in Teilen auch polemischer – Kritik an der Politik der ungarischen Regierung unter Viktor Orbán. So stieg Manfred Sapper, Chefredakteur der Zeitschrift „Osteuropa“, bereits mit der Feststellung in seinen Eröffnungsvortrag über „1989/90 als globale Zäsur“ ein, man habe sich noch vor einigen Jahren nicht vorstellen können, daß in einem EU-Mitgliedsstaat antisemitische Kampagnen und die „Vertreibung einer Universität“ möglich seien; hiermit spielte er auf die Auseinandersetzungen Orbáns mit George Soros an.



Richard Swartz und Professor Dr. Julia Obertreis.



Bilder (3): Tilman Asmus Fischer



Lech Wałęsa.



Václav Havel.

bei den ostmitteleuropäischen Staaten – insbesondere Polen und Ungarn – zukam. Die Aufforderung Michail Gorbatschows an die kommunistischen Bruderstaaten, im Rahmen der Reformbemühungen eigene Wege zu gehen, seien in diesen beiden Warschauer-Pakt-Staaten als erstes aufgegriffen worden.

Jedoch: „Handelte es sich bei den hiervon ausgehenden Entwicklungen um eine Revolution?“ Diese Frage wurde immer wieder in den Vorträgen und Diskussionen erörtert. „Ich weiß nicht, was geschehen muß, damit man ein Ereignis eine Revolution nennt“, stellte die frühere Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der „DDR“, Marianne Birthler, während einer Podiumsdiskussion über „personliche Erfahrungen mit 1989/90“ fest: „Natürlich war das eine.“ Als besonders einprägsames Ereignis der Wendjahre bezeichnete sie das Pan-europa-Picknick; dieses deutend, habe einer ihrer Freunde damals festgestellt: „Bald wird es die ‚DDR‘ nicht mehr geben.“ Ausgehend von seinen persönlichen Erinnerungen reflektier-

te bezüglich der Tragfähigkeit demokratischer Strukturen viele Bedenken gehabt. „Havel“, erinnerte sich Swartz, „fühlte sich am wohlsten, wenn er als aufgeklärter Aristokrat aus dem Präsidentsitz über den Rundfunk zu seinem Volk sprechen konnte.“ In ähnlicher Weise konnte Swartz auch die Erwartungen und Überzeugungen erhellen, die sich in den aufzunehmenden Staaten mit der EU-Osterweiterung verbanden. Er berichtete von einem Gespräch mit tschechischen Politikern im Prager Parlament im unmittelbaren Umfeld der Aufnahme in die EU. Damals habe er den Politikern zwei Fragen gestellt: Was sei von der EU-Mitgliedschaft zu erwarten? Und was die neuen Mitgliedstaaten in die EU mitbrächten?

Während ihm auf die erste Frage eine lange Liste präsentiert worden sei, seien die Gesprächspartner auf zweite Frage nicht gefaßt gewesen. Einige zumindest hätten dann auf die Tradition der ostmitteleuropäischen Staaten als Verteidiger Westeuropas verwiesen. Insgesamt, so Swartz, würden diese Länder aus ihrem Verständnis von Frei-

lungen der zurückliegenden drei Jahrzehnte. Diese hätten sowohl zur strukturellen Einheit der EU, jedoch gleichermaßen – gerade mit Blick auf die Visegrád-Staaten – zu einer politischen-ideologischen Spaltung geführt.

Vor dem Hintergrund dieser Debatten war mit Spannung das abschließende Podium zu erwarten, an dem – neben Jaroslav Ostrlík, Projektmanager des Festivals „Meeting Brno“ – unter anderem auch der ungarische Botschafter in der Bundesrepublik Deutschland, Péter Györkös, teilnahm. Dabei wies Györkös die an seinem Staat geübte gängige Kritik, wie sie in der Tagung immer wieder laut geworden war, zurück: „Ungarn ist nicht Teil des Problems, sondern Teil der Lösung.“ Der Botschafter betonte, daß es drei Streitpunkte gebe, in denen bestimmte liberale Visionen von Ungarn nicht geteilt würden. Migration, Familie und die christlich-jüdische Tradition Europas. Jedoch wandle er sich deutlich dagegen, daß die Kritik am Liberalismus per se antidemokratisch sei.

Eine sowohl differenzierte als auch breit angelegte Perspektive auf die gegenwärtigen Probleme Europas skizzierte Ostrlík, der eine allgemeine Atomisierung der Gesellschaften diagnostizierte: Es gebe keine von allen geteilte Öffentlichkeit und so

auch keinen gemeinsamen Nenner in politischen Fragen mehr. Diese Entwicklung scheine um so fataler, als in der Zukunft Herausforderungen warteten, die neben der gegenwärtigen Debatte um die Migrationspolitik an Bedeutung gewonnen. Als solche benannte Ostrlík den Umgang mit Künstlicher Intelligenz, aus dieser resultierende Umwälzungen auf dem Arbeitsmarkt und den Klimawandel. Diese Entwicklungen hätten das Potenzial zu einer noch weitergehenden gesellschaftlichen wie politischen Verunsicherung. Solche „großen Zukunftsfragen“ dürften aus einer Debatte um die divergierenden politischen Positionen Westeuropas und der Visegrád-Staaten nicht ausgeklammert werden.

Ostrlík beschloß die Diskussion mit einem klaren Bekenntnis zu Europa: Die EU werde zukünftig von wachsender politischer Bedeutung sein, da in einer globalisierten Welt vor allem die kleineren europäischen Staaten – etwa in der Auseinandersetzung mit China – alleine kaum das notwendige politische Gewicht aufbringen könnten. Zugleich müsse die EU jedoch für ihre Bürger partizipativ gestaltet werden: „Einzelne Öffentlichkeiten müssen einbezogen werden, auch über Wahlen alle vier Jahre hinaus.“

Tilman Asmus Fischer

Die Posaune wird erschallen, die Toten werden auferweckt!

Nach kurzer, schwerer Krankheit ist

## Pater Rolf Rosin

\*6. Mai 1940 Karlsbad †2. März 2019 Tübingen

in die ewige Heimat gerufen worden.

Als Afrika-Missionar der Weißen Vater hatte er nach 37 Jahren in Sambia zuletzt Aufgaben im Zollernalbkreis übernommen.

In tiefer Trauer die Familie  
Prof. Dr. h. c. Armin Rosin